Geld verdient, sondern auch im Kindergebären, nicht nur im Recht der Mutterschaft, sondern auch in der Pflicht zur Mutterschaft, dann werden ihr alle damit verbundenen Rechte politischer Natur von selbst zufallen. Erst die Pflicht und dann das Recht. Darin liegt vielleicht der fundamentalste Unterschied zwischen Amerika und Deutschland. Während hier der Bürgerstolz stets auf seine Rechte zu pochen gewohnt ist, so ist drüben der Staat gewohnt, ihn erst um seine Pflichten zu befragen.

Welches System vom Standpunkt der höheren Sittlichkeit besser ist, das können wir garnicht entscheiden, dazu muss die Geschichte erst ihr Würfelspiel zu Ende gespielt haben.

Die Schule aber steht mitten in diesem Kampf. Die Lehrer sind die grossen Vermittler der Gegenwart und Zukunft. Sie hören den Geist der gegenwärtigen Zeit, wenn sie ihre Ohren aufmachen; sie hören auf, wertvoll zu sein, wenn sie nicht mehr die Schläge der Gegenwart zum ureigensten Erlebnis zu machen imstande sind. Erleben heisst mitleben, mitleben heisst Persönlichkeit sein. Ein ungeheures Erlebnis hängt über Deutschland und über der Welt. Und die Reform der Schule hängt davon ab, ob dies Erlebnis von den Persönlichkeiten der Lehrer getragen wird. Ist dies der Fall, dann steht es um den Fortschritt der Schule gut, denn dann hat die grosse Zeit kein erbärmliches Geschlecht gefunden.

Die Kinder des Ringes.

Den Deutschen in Amerika.

Von Clara L. Nicolay, Ruth Hargrove Institute, Key West, Fla.

Die Welt ist aus den Fugen gegangen — wer wagt es zu bezweifeln?

Nicht nur das politische und soziale Gefüge stürzt in Trümmer, sondern „ein neuer Himmel und eine neue Erde" werden in fürchterlichen Wehen geboren, die moralische Grundlage unserer ganzen Zivilisation ist erschüttert.

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da", lässt Sophokles die edelste seiner Gestalten, die Oedipustochter Antigone, sagen. „Kindlein, liebet euch unter einander!" tönt der Apostelruf von Pathmos und drückt hierin die Quintessenz des neuen Bundes aus. Auf dem Streben nach Liebe für den Nächsten ist unsere ganze moderne Kultur aufgebaut. Ihm entspringt jeglicher Versuch, die Welt besser, das Leben leichter zu machen sowohl für die Mit- als auch die Nachwelt. Die täglichen Bedürfnisse besser und schneller zu befriedigen, das Dasein freier und freudiger zu gestalten, es nach Kräften zu schützen und zu verlängern, das ist die Summe aller Kulturarbeit, gleichmässig gefördert durch die Arbeit aller geistig ebenbürtiger Völker.

Plötzlich nun ist dieser ganze stolze Bau in unkenntliche Trümmer dahingesunken.

Wilder Hass wird heilige Pflicht. Planmässige Vernichtung mühseliger Arbeit, wüstes Töten, entflammte Rache, schäumende Wut verdrängen friedliches Wohlwollen, schaffenslustiges Miteinanderarbeiten. Nicht dass die Menschheit plötzlich in einem selbst zerfleischenden Rausch unerhörter Laster versunken, sondern weil das sonst Verabscheuungswürdige über Nacht gleichsam, wenn nicht zur Tugend, so doch zur Notwendigkeit geworden.

Das ist der Krieg!

Völker haben eine andere Moral als Einzelwesen. Ihnen ist vernichtend rücksichtsloser Daseinskampf eine heilige Pflicht. Mag der einzelne im Ringen um die Existenz in stummer Ergebung dem Schicksal sein Schwert zurückgeben, das Volk muss durchhalten ohne Gnade für sich und andere. Doch wenn wir vom Volk sprechen, was meinen wir am letzten Ende denn anderes, als wiederum Einzelwesen? Mag sie der eiserne Ring der Disziplin noch so sehr als ein Ganzes zusammenfassen, am Ende kämpft, blutet, stirbt doch Mann für Mann, und das gewaltige Moment des Massenanpralls ist schliesslich auf die Einheit zurückzuführen. Andrerseits ist jede Einheit aber auch eine Vielheit. Wie viele Tränen fliessen um jedes der ungezählten Gräber? Wie viele Lebensläufe werden in andre Bahnen geführt, wie viel Geschicke umgestaltet?

Das Riesenfazit des grenzenlosen Jammers hat Millionen von Einzelfaktoren, und die Sintflut von Blut und Tränen fliesst aus den Herzenswunden, den brechenden Augen der einzelnen. Dessen zu gedenken, sich selbst — wenn auch nur als ein ungezähltes Einzelwesen — der Schlaffheit, der Kleinlichkeit, der Gedankenlosigkeit zu entrütteln, dazu ermahnt der Krieg mit Donnerstimme. —

Haarspaltereien und müssige Debatten sind schlimmer als wertlos. Wer den Funken ins Pulverfass geschleudert hat, das werden spätere Generationen — vielleicht? — entscheiden. Wir wissen nur, dass die halbe Welt in Brand steht. —

Ein friedlich betriebsames, reiches, im raschen Aufblühen begriffenes Volk, in treuer Liebe um angestammte Fürsten geschart, ein Volk, das nur verlieren, nicht aber gewinnen kann im Völkerkrieg, dem Eroberungsgelüste fremd sind — ein solches Volk wird so wenig daran denken, einen Weltbrand zu entfachen, als es einem behäbigen Landwirt einfällt, seines Nachbars Scheune in Brand zu setzen, und damit höchst wahrscheinlich sein eignes unversichertes Gut mitzuverzehren — denn es gibt keine Versicherungen gegen die zündende Glut der Kriegsfackel.

Hohle Stichworte, wie *Militarismus,* werden unbeteiligten und uneingeweihten Zuschauern zugeworfen, und sie traben vergnügt damit ab, wie ein Hund, der einen Knochen gefunden hat, wiewohl auch nicht ein Fäser-

chen Fleisch mehr davon abzunagen ist. Das Jahrhunderte alte System, das auf den Grundpfeilern der Ehrlichkeit und des Fleisses aufgebaut ist, hat als natürliche Folge, dass, wie alle Institutionen, sich auch die des Heeres, mit andern Worten des streitbaren Volkes, im Musterzustand befindet, und im Augenblick zur Arbeit — in diesem Falle zum Marsch an die Front — aufgeboten werden kann. Ebenso prompt und bereit würde es auch zur Hilfe gegen feindliche Naturgewalten, etwa in Feuers- oder Wassernot, handeln. Beistand wäre sofort vorhanden; nicht nur sporadisch hier und dort, sondern systematisch von Grund aus, weiterem Schaden wehrend, erlittenen nach Kräften wieder gut machend, wie es jetzt inmitten des Krieges in den verwüsteten Landstrichen Ost- und Westpreussens, Belgiens und Polens vor sich geht. Oft hat man die deutsche Gründlichkeit verspottet; dass diese Gründlichkeit, ins Praktische übersetzt, zur gewaltigen Schutz- und Trutzwaffe werden muss mit der Notwendigkeit eines Naturereignisses, haben dies die Feinde Deutschlands wohl je bedacht? — Verstehen sie überhaupt jene unbarmherzige Logik der Tatsachen? Die Bibel lehrt, dass, wer da Wind sät, Sturm ernten wird — und der Sturm wächst zum Orkan, der eben seinem Wesen nach vernichten muss. Es ist billig, an die allzeit tränenbereite Gefühlsduselei der Umstehenden zu appellieren, doch weder Zelotengeschrei, noch das Gejammer alter Weiber beiderlei Geschlechts, weder Leitartikel zu so und so viel die Zeile, noch Busspredigten, die eine rührselig verdünnte Brühe besagter Leitartikel mit ein paar derben Lügenbrocken ihren zum Stillhalten verdammten Hörern vorsetzen — nichts von alledem kann den Gang der Weltgeschichte hemmen, oder ihr das Privilegium rauben, das Weltgericht zu sein.

Was aber ist nutzloser, was der grossen Zeit und der grossen Sache unwürdiger, als dass Deutsche sich herablassen, sich auf Kontroversen mit den Äusserungen der Borniertheit, des bösen Willens, der subliminalen, doch nicht minder Übel heckenden Nationaleifersucht einzulassen? Der Kot, der uns nachgeschleudert wird, haftet uns nicht an, wir mögen ruhig weitergehen; ihn abwehrend zu analysieren, davor mag uns unser altes Sprichwort warnen, dass, wer Pech anfasst, sich besudeln muss. Mag doch Deutschland nicht etwa jenem Wandrer gleichen, der im Dorf, wo „alle Gassenbuben gafften, und alle Klaffkonsorten klafften", zum Ärger gereizt sich in einen unrühmlichen Kampf mit Bauerlümmeln einliess, sondern vielmehr dem Monde, der lächelnd weiterscheint, wie sehr ihn auch ein wütender Mops tief unter ihm begeifere! Die ruhige Würde feindlichen und verleumderischen Angriffen gegenüber, mehr als jeder Versuch, tauben Ohren zu predigen, wird am ehesten das auslösen, was von jeher die Tragik des Mephistopheles war, nämlich doch am Ende nur ein Teil der Kraft zu sein, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Wohl mag uns das Herz bluten, wenn wir hören, wie die Helden beschimpft werden,

die draussen im Felde und in den Schützengräben, auf regendurchweichter oder sonnengedörrter Landstrasse, in Sommersglut wie im Winterfrost, in Sumpf und Dickicht ihr Leben für des Mannes heiligste Güter einsetzen, deren Blut die fremde Erde tränkt, die oft der barbarischen List und der bestialischen Tücke wilder Halbtiere zum Opfer fallen, wie solche noch nie im Kampf zivilisierter Völker herangezogen worden.

Mag die Tücke und der Verrat gleisnerischer Parteigänger, die Lauheit und Leichtgläubigkeit unwissender Aussenseitler den deutschen Aar gleich einer schwarzen Schar leichenwitternder Raben und Aaskrähen umgeben — sie werden ihn so wenig am Aufsteigen hindern, als am Niederstossen! Wir indes mögen ruhig zurücktreten und warten! Die Zeit wird kommen, und sie ist nahe, wenn durch den Nebelbrodem und den Gestank der Lüge das klare Licht, die scharfe Luft der Wahrheit dringen wird — es wird gar manchem dann um seine Gottähnlichkeit bange werden!

Tacitus erzählt, die Germanen seien mit wildem Ruf und lauten Gesängen in die Schlacht gezogen. Nirgends aber erwähnt er Gebelfer und Gegeifer auf die Gegner. Der Deutsche zieht es vor, seine Feinde zu achten; er wünscht ebenbürtige Gegner, die zu besiegen Ehre und Ruhm bringt, und wo es keine Schmach ist, ihnen im ehrlichen Kampfe zu unterliegen. Wie vergleicht sich das mit der Taktik der Feinde? Sie verwenden eine ungeheure Menge von Energie, Deutschland zu verleumden, zu beschimpfen. Sie verschwenden grosse Summen, welche sie besser zu Haus verwenden könnten, um diese Verleumdungen und Beschimpfungen durch die Presse nicht kriegführender Mächte sickern zu lassen, und die Geister gegen Deutschland zu vergiften. Wie heidnische Stämme, wenn sie sich untereinander balgen und abschlachten, ihre Zauber- und Medizinmännner voranschicken, um die Götter und Ahnen der Feinde zu beschimpfen und zu verunglimpfen, so wird die Presse vorangehetzt, und sie entledigt sich der Aufgabe pflichtschuldigst und zur Zufriedenheit des Auftraggebers. Es wäre jedoch ein Fehler, sie tragisch aufzufassen. — Was wir aber sehr, sehr ernst nehmen müssen, das ist unser eignes Ich. — Jetzt fürwahr ist eine Zeit der Einkehr und Umkehr für uns Deutsche, namentlich für uns, die wir hier versprengt und fern der Heimat unsrer Väter wie auf Vorposten stehen. Mag es kein verlorner Posten sein! Wohl sind wir geschützt vor Gefahr und Entbehrungen, wie sie die Bürger der alten Heimat bedrohen, doch wir sehen all die Gehässigkeit und Feindseligkeit in der Nähe, die wie Giftpflanzen aus geilem Sumpfboden emporwuchern. Wir haben uns selbst zu beherrschen, müssen aber vor allem Einkehr halten zu strenger Selbstkenntnis. Denn es gibt mancherlei Fehler im deutschen Karakter, und wenn der Weltkrieg diese ausbrennt und ausmerzt, dann ist sicherlich ein ewiger Gewinn erzielt. Man kann so wenig erwarten, eine Nation, wie einen Einzelmenschen frei von Schwächen zu finden; wenn sich aber ein hervorstechender Zug wie ein Schmutz-

streifen durch die Gesamtheit zieht, bei fast allen Gliedern in stärkerem oder schwächerem Masse erscheint, dann kann man füglich von einem Nationalfehler sprechen, und es ist die Aufgabe strenger Selbstzucht für jeden, sich selbst, und damit das Volk als Ganzes, zu befreien.

Es wird von vielen behauptet, Neid sei der deutsche Nationalfehler; dem ist jedoch nicht so, wenigstens nicht in hohem Masse! Dass es viele mit dieser Untugend behaftete Menschen gibt, wird kein Vernünftiger bestreiten, so wenig als einen Anteil an den vielen andern Haupt- und Sekundärsünden, denn des Menschen Dichten und Trachten ist nun einmal böse von Jugend auf. — Leider aber gibt es einen Fehler — ursprünglich nur eine Schwäche — der sich zu einem bösen und spezifisch deutschen, dem hervorragendsten aller Mängel ausgewachsen hat — der sich bei keinem andern Volke findet, und der der Grund ist, dass Deutschland so lange unter den europäischen Nationen einen fast nur geduldeten Platz einnahm. Mag ihn doch die jetzige Zeit nationaler Grösse wie nationaler Bedrängnis für immer mit Stumpf und Stiel ausrotten!

Unser gutes, unser grosses Volk kann sich ja so vieler Tugenden rühmen. Seine Schlichtheit, seine Geradheit, seine Tugend und Ehrbarkeit stehen einzig da unter allen Völkern; ebenso seine Treue, Opferwilligkeit und Anhänglichkeit. In Deutschland ist kein Fürstenblut vom Schaffot geflossen; keine adligen Meuchelmörder haben den angestammten Herrscher feig aus dem Hinterhalt überfallen und den Wehrlosen erdrosselt oder hingemetzelt. Es gibt viele Fürstenschlösser in Deutschland, viel mehr als nötig. Kein einziges aber hat ein Fenster wie das von Whitehall; eine versteckte Treppe, wie die in Versailles; Schlafzimmer, gleich denen im Petersburger Winterpalast oder dem Schlosse zu Belgrad. —

Was unser Sans Souci, Mon Plaisir, Mon Trèsor, Mon Bijou, Solitude, Plaisance, — und was der französischen Namen mehr sind für echt deutsche Sommer- und Lustschlösslein — erzählen könnten, hörte sich an, wie eine recht ungeschickte Nachbildung nach französischen Mustern, aus der Periode, welche mit der berüchtigten Dreikönigsmutter und italienischen Giftmischerin Katharina von Medici beginnt, und dicht vor dem Schaffot des ehrlichen und unglücklichen sechzehnten Ludwigs endet. Dem Original am nächsten kamen wohl seine Majestät von Sachsen in der glorreichen Zeit, da Höchstdieselben neben dem sächsischen Kurhut die polnische Königskrone trugen.

Doch das ist lange her, und die weissen Frauen, welche etatsmässig durch die Stammschlösser zu spuken geschickt werden, sind wohl manchmal vor langer Weile eingeschlafen.

Noch gibt es manche alte, böse Geschichte, die sich durchaus nicht vergessen lassen will; manche, die von der wunderbaren Geduld und Duldsamkeit des deutschen Volkes erzählt — und was ist ihre letzte Veranlassung? Woher der lächerliche Zäsarenwahn und Tyrannendünkel jener

Prinzlinge und Duodezfürsten, welche die Blüte der männlichen Jugend wie Schlachtvieh in fremde Dienste verkaufte? Woher die Maitressen- und Günstlingswirtschaft, die von der Nachwelt mit erbarmungsloser Lächerlichkeit gebrandmarkt wird, der Mitwelt, der eignen, kleinen jedoch, wie ein recht schweres Joch auf dem Nacken sass? —

Woher die Entstellung der deutschen Sprache mit all dem fränkischen Plunder und Flickenzeug, die ihr anhaften? Wohl kam hier baldige Befreiung in der Zeit beispieloser klassischer Blüte, doch musste ja jeder einzelne unsrer grossen Olympier an sich selbst erst den Kampf durchmachen, seine Deutschheit von fremden Schlacken zu säubern; man lese nur Goethes Jugendbriefe!

Alles entspringt der einen, einzigen Quelle, dem den Deutschen angebornen Hang zur Nachäffung des Fremden und Hand in Hand damit zur Verachtung des Eignen. Dazwischen barg noch die Missgeburt des Partikularismus ihre hässliche Fratze. Denn nicht nur — wie schon erwähnt — wollte jeder Fürst und jedes Fürstlein, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, ein Louis XIV. sein, er wollte auch noch nebenbei den durchlauchtigsten Nachbar überbieten. Was ist nicht gesagt und geschrieben worden über diese Affenschande? Nur dass leider, wer ein Amt hatte, es als Teil des dazu benötigten Verstandes auffasste, vor Durchlaucht und der gnädigsten Frau Maitresse im Staub zu kriechen; sonst musste man sich darauf gefasst machen, von Haus und Hof gejagt, wenn nicht gar, dafern er ein vorlauter Dichter war, auf der Festung eingesperrt zu werden. Auch dies ahmten die deutschen Herrn dem Herrscher an der Seine nach. Das Ausland lachte zu all dieser Fürstenspielerei, wie konnte es auch den deutschen Michel ernst nehmen? Was war Deutschland überhaupt? Ein Konglomerat grösserer, kleiner und kleinster Staaten, die den Gesamtbegriff des längst verjährten Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation bildeten, das alterschwach in allen Fugen wackelte. An seiner Spitze ein machtloser Kaiser, der die deutschen Sachen gehen liess, wie sie wollten, so lange man sein Österreich in Ruhe liess. Deutschland als solches brauchte das Ausland wahrhaftig nicht zu fürchten, so lange man die einzelnen Hoheiten und Serenissimos mit verhältnismässig geringen Unkosten amüsierte. Daneben hetzte man sie noch gegeneinander, mehr aber noch gegen das sich unangenehm bemerkbar machende Preussen auf. Dass Deutschland sich hätte als Kulturstaat in erste Linie stellen wollen, würde am Hofe von Versailles wie von St. James unauslöschliches Gelächter ausgelöst haben. Man kaufte Deutschlands Truppen, man heiratete seine Fürstentöchter, ohne sich dann viel um die einen, wie die andern zu kümmern.

In der Tat musste das zerstückelte Deutschland ja auch bei jedem Vergleich den kürzeren ziehen. Frankreich war ein Musterbild der Zentralisation; alle Fäden liefen in Paris zusammen. Alle Produkte waren

schwer besteuert; der Landmann wie der Winzer, der Viehzüchter wie der Kleinhandwerker darbten, arbeiteten, seufzten unter schwerer Frohn und dem doppelten Druck des angestammten Lehnsherrn und der Krone. Nichts war ihr eigen; nicht das Mark in den Knochen, nicht der Schweiss ihres Angesichts; nicht die erbärmliche Heimstätte, nicht die Kraft ihrer Söhne, noch die Unschuld und Schönheit ihrer Töchter — alles diente dem Nutzen und Belieben des gnädigen Herrn — und in Deutschland wusste man dies gut nachzumachen. In Frankreich aber, da einmal ein König kam, der der Canaille den Fuss nicht fest genug auf den Nacken setzte, erhob sich diese und schlug dem König, der Königin, dem Adel wie der Geistlichkeit die Köpfe ab. In Deutschland blieb alles submissest beim alten.

Die Zeit war nahe, wie wohl ungeahnt, da der erste Same zur Einigung Deutschlands gesät ward. Same, der mit Tränen gefeuchtet tief in hoffnungslose Herzen versenkt, in den Zeiten schwerer Not langsam zu spriessen begann. Als aber der Sturm losbrach, war es das *Volk,* welches aufstand, während die meisten der Gesalbten recht ängstlich sitzen blieben, bis der allgemeine Wirbelwind sie emporriss. Und was war Deutschland, als der Rausch der Freiheitskriege verflogen war? Was wurde aus den Jünglingen, die sich um das schwarzrotgoldene Banner geschart hatten?

Wer darüber Auskunft wünscht, mag sie in Fritz Reuters unsterblichem *„Ut mine Festungstid"* nachlesen!

Aber das Wort des ehrlichen Friedrich von Logau, „Gottes Mühlen mahlen langsam, doch sie mahlen äusserst fein", hat sich bewahrheitet. Fast ein Jahrhundert ist entflossen, seit jene Schar junger Schwärmer es wagte, deutsch zu sein; und jetzt in noch grösserer, noch schwererer Zeit, erschallte das Kaiserwort, dessen Bedeutung so unendlich weittragend ist, dass sie der Augenblick kaum ermessen kann: „Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur noch Deutsche!" Rauscht es nicht wie Geisterschauer: „Wir hatten gebauet —"?

Doch was war Deutschlands Gewinn an nationaler Grösse, nachdem es das napoleonische Joch abgeschüttelt hatte? Frankreich ging ungeschmälert aus dem Kampfe hervor, und von dem unwillkommenen Geschenk der wieder eingesetzten Bourbonen wusste es sich auch bald frei zu machen. Trotz innerer Unruhen fuhr es fort, der eignen Versicherung nach, „an der Spitze der Zivilisation zu marschieren." Im deutschen Lande war der fränkische Bann wohl in etwas gebrochen. *Monsieur, Madame* und *Mam'selle* wurden wieder verdeutscht, Meister Bäcker und Fleischer folgten dem *Boulanger* und *Charcutier;* aber unter den besseren Ständen machte sich nun das Englische breit.

England war das Land der bürgerlichen Freiheit; sein Talisman war „das grosse Blatt, das seine Könige zu Bürgern, zu Fürsten seine Bürger macht". In demselben Gedicht redet es Schiller „hochherz'ges England"

an. An anderer Stelle lässt er seinen Helden einer fürstlichen Maitresse englischer Herkunft zurufen: „Umgürte dich mit dem ganzen Stolz deines Englands, ich, ein deutscher Jüngling, verachte dich!" Es war also etwas Grosses, eine Tat des Mannesmutes, wenn ein deutscher Adliger eine englische Kurtisane zu verachten wagte! — Später aber behält Schillers geniales Geschichtsverständnis die Oberhand, und er sagt beim „Anbruch des neuen Jahrhunderts", was noch für den heutigen Tag zutreffend ist:

„Seine Flottenarme streckt der Britte — Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite — Will er schliessen wie sein enges Haus!"

England, das Land der Grossindustrie, des Sports, der Parteikämpfe, des Grosskapitals, der Gouvernantenromane, der religiösen Sekten, der Prüderie und der Pferderennen; England, das Land des Unternehmungsgeistes und der kostenlosen Ausbeutung fremder Erfindungen — es war vielleicht ein bisschen sonderbar, und „der verrückte Engländer" war ein beliebter Repräsentant aller möglichen Absurditäten, wie der Exponent schrullenhaften, verschwenderischen Reichtums — dies allein zeigte die genaue Kenntnis, die der Kontinent von englischem Wesen hatte! — Ja, der englische Lord! Unter dem tat es der Deutsche gar nicht! Als solcher wandelte der Sohn Albions grosskarriert, den Bädeker in der Hand, neben der grünverschleierten Lady mit Schmachtlocken über die Vorstadtbühnen, belohnte die verfolgte Unschuld, streute Gold mit vollen Händen aus, handelte im allgemeinen als ein zwar exzentrisches, doch fraglos höheres Wesen. Es ist unbegreiflich, dass die vielen Deutschen, welche die englischen Handelszentren besuchten, oder die "Season" in London mitmachten, immer nur die eine Seite des englischen Lebens schilderten, eine dem Deutschen fremde Grosszügigkeit, beispiellose, kühne Unternehmungslust — so dass Deutschland immer in zweiter Linie zu stehen kam. Es ist merkwürdig, dass niemand der ökonomischen und moralischen Verkommenheit der niederen Bevölkerungsschichten, der Beschränktheit, ja der Brutalität des englischen Mittelstandes gedachte, welche doch von den grössten und meistgelesenen englischen Autoren unbarmherzig blossgestellt wurden. Wenn man von englischem Sport sprach, so musste man doch die Hundebalgereien, die Hahnenkämpfe, das Preisfechten mit einrechnen, ebenso wie die Henleyregatten und Ascot. Wer sprach von der alle Stände durchseuchenden Trunksucht? Wer erwähnte der Prügel, die gleichmässig verteilt, nur nach dem Recht des Stärkeren auf die Rücken von Frauen und Kindern, Schülern und Lehrlingen, Dienstboten und Soldaten niederhagelten? Wer sprach von der beispiellosen Armut, dem Schmutz, dem Verfall dicht nebenan bei insolentestem, prahlerischem Reichtum? — Wenn derartiges erwähnt wurde, so geschah es nur, um England eben noch interessanter zu machen, und wer von England nach Deutschland zurück-

kehrte und recht viel ausländische Marotten mitbrachte, war der allgemeinen Bewunderung sicher.

Wie stand es nun mit Russland?

Mit ihm hatten wir immer freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Wir bewunderten russische Diamanten und Kronzobel; wir zogen astrachanischen dem Elbkaviar vor; in dem Berliner Salons gab es eine Gruppe, welche dem englischen Teekessel, eine andere, die dem russischen Samovar huldigten, und die es geduldig hinnahmen, wenn Gäste aus beiden Ländern den Wirten erklärten, sie verständen es nicht, Tee zu machen. Wir konnten uns auch weder den grossartigen Manieren der Bojaren, noch dem Reiz der hochgeborenen Damen entziehen. In unserm tiefsten Innern jedoch konnten wir leise Zweifel an der Gewaschenheit unsrer muskowitischen Gäste nicht loswerden, ebenso wie wir sie im Verdacht hatten, ohne Ansehen der Anwesenden auf parkettierte Fussböden zu spucken, und — dies zur Zeit der Leibeigenschaft — einen missliebigen Diener totknuten zu lassen. — Nein, so ganz mochten wir uns der russischen Kultur nicht anpassen.

So ungefähr war das Verhältnis Deutschlands und seiner grossen Nachbarn zu der Zeit, da man auf die für impertinent erachtete Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" eine äusserst unzulängliche Antwort erhielt. Nord und Süd, Ost und West fielen über einander her. Das Urteil der „Freien Reichsstädte" über preussischen „Gamaschendienst" kam dem jetzigen Urteil der Feinde über „deutschen Militarismus" fast gleich.

Ausserdem gab es Münzwährung, Schutzzölle, Schilderhäuser, Postkutschen und Passscherereien der verschiedensten Art in einem Umkreise von dreissig deutschen Meilen; in Sachsen-Weimar-Eisenach galt der Sachsen Coburg-Gothaer als ein Ausländer. Mehr als eine Duodez-Durchlaucht erwog die gewichtige Frage: „Wer ist Nachtwächter, und wie viel Mann?", und stellte sechs Gemeine und einen halben Tambour zur Bundesarmee.

War es nicht natürlich, dass das Ausland keinen besondern Respekt vor dem deutschen Michel hatte, der sich so gutmütig herumordern liess von all den Landesvätern und Vettern? Immer gemütlich, vor allem immer gemütlich!

Einmal jedoch fiel es dem Michel ein, ungemütlich zu werden. Mittendrin verlangte er eine Konstitution und unangenehme Schlagworte, revolutionäre Losungen, wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gingen von Mund zu Mund. Was sollte der Michel denn damit anfangen? Die Herren Landesväter und Vettern wurden sehr ärgerlich, und es geschah, dass manche der edelsten Söhne Deutschlands eines unrühmlichen Todes starben, andere traurigen Herzens der Heimat auf immer den Rücken kehrten. Das ist eine alte traurige Geschichte! Mag sie auf immer begraben sein unter den Wurzeln des lebensrauschenden Baums, der

dem blutigen Samen jener Tage entspross, und dem die neidischen Nachbarn so gern Licht, Luft und den Grund entziehen wollen, den seine Äste überbreiten.

Bei alle dem waren ja die Deutschen das Volk der Denker und Dichter, ihr Land die Pflegstätte der Tonkunst, und das Ausland hatte nichts dagegen. Im Gegenteil, es verhielt sich freundlich ermutigend. Es versorgte das sprachkundige, übersetzungswütige deutsche Publikum mit literarischen Produkten; es studierte an deutschen Universitäten, Kunst- und Musikschulen und siedelte sich an malerischen deutschen Orten an, wo das Leben so billig war, und wo die freundlich gefälligen Menschen in Bewunderung erstarben. Inzwischen machte man sich auch deutsche Industrie nach Kräften zu nutze; deutsche Arbeit war wohlfeil, wenn auch der feine Schliff fehlte — so sagte man wenigstens im Ausland — den konnte man ja selbst geben, zumal alles so gut und solide war. Trotzdem nahm man den Deutschen nicht für voll. Man behandelte ihn wie etwa einen zerstreuten Gelehrten oder verträumten Dichter, den man wohl auf dem Katheder oder in seinen Werken respektiert, aber im Geschäftsleben bespöttelt und übervorteilt! Man räsonnierte natürlich weidlich über Pass- und Zollscherereien, und dass die Behörden in der Tat so viel mehr als nötig ihre Nasen in Privatangelegenheiten steckten, sonst aber war Michel niemandem im Wege.

Wer ahnte, dass er sich je in europäische Grosspolitik mischen, dass er sich je europäische Grossindustrie anmassen würde? Aber er war im übrigen gar nicht so fern vom echten Leben der grossen Welt; hatte er doch in Homburg und Wiesbaden berühmte Spielbanken, die Ostende und Monaco nichts nachgaben, und wo sich distinguierte Persönlichkeiten aller Nationen ruinierten. Es gab viel Kopfschütteln, als Michel sich reckte in den Jahren '64 und '66. Er schloss sogar die Spielbanken; er wollte seine Einnahmen durch Ackerbau und Industrie, nicht durch Spekulation auf menschliche Laster und Leidenschaften beziehen. Als das Ausland sah, dass der Träumer sich regte, erfand es schnell einen Sündenbock, der hiess Preussen; preussischer Gamaschendienst hatte sich allezeit missliebig gemacht. Um diese Zeit ist ja wohl auch das berühmte Schlagwort vom Militarismus entstanden. — Aber 1870 und 71 war es nicht mehr Preussen allein. Da gab es keinen Partikularismus und keine Sonderpolitik, da erstand das deutsche Reich. Der gutmütig apathische Michel, welcher sich hatte so viel gefallen lassen, den man eigentlich gewohnt war, als Allerweltshausknecht anzusehen, stand da mit unbeflecktem Schild und flammendem Schwert, ein vollgewappneter Sankt Michael.

Es dauerte lange bis das Ausland sich damit zurechtfand.

Dass Frankreich nach „Revanche" schrie, weil Deutschland sich sein Eignes in Elsass-Lothringen zurückgeholt hatte, liegt im französischen Karakter. Es muss einen Götzen zu beweihräuchern haben. So beflort

und bekränzt er denn zwei symbolische Marmorstatuen, und das an einer Stelle, wo kein Wasser der sprühenden Fontänen das Blut wegwaschen kann, das gerade an dieser Stelle vergossen ward.

John Bull aber jenseits des Kanals hatte doch keinen Grund zur Revanche: er ist eine andere Natur, als der quecksilberne Franzose. Wird ihm etwas wegerobert, so steckt er keine Trauerflöre heraus, er knüpft sofort Geschäftsverbindungen an und kommt auf diese Weise ganz trefflich auf die Kosten. Aber ein grosses, einiges Deutschland störte seine Geschäfte. Dies neuerstandene Weltreich, dies erstaunlich fleissige, mässige, sparsame, erfindungsreiche, geschulte Volk, das sich auf sich selbst besinnend aus einer metaphysisch transzendentalen Nebelmasse sich plötzlich zu einem sehr soliden, völlig im Gleichgewicht gehaltenen Weltkörper konzentriert hatte — das war ein Faktor, mit dem John Bull bisher nicht gerechnet hatte. Das Land der Dichter, Denker und Musiker wurde das Land der politischen Leiter und Grossindustriellen, der Grosskapitalisten. Die Bismarckidee hatte die Kantidee verdrängt, oder vielmehr ins praktisch Greifbare umgearbeitet. Was die Männer der Wissenschaft in langen Jahren selbstloser Hingebung ersonnen und ergrübelt hatten, das ward nun auf den Markt getragen und erweiterte sich zu ungeahntem wirtschaftlichem Aufschwung. Deutsche Erfinder liessen sich nicht mehr in selbstloser, unpraktischer Schaffensfreude ihre Ideen stehlen; sie hielten ihre Geheimnisse fest, und das Ausland musste zu ihren Bedingungen kaufen. Deutsche Sprachgewandtheit und deutsche Schuldisziplin bewirkten, dass der junge Geschäftsmann im Auslande und mit Ausländern das fremde Idiom handhabte. Ward dies auch manchmal übertrieben, so öffnete es doch Gebiete im überseeischen Handel, die sonst schwerlich den rheinischen und sächsischen Firmen offen gestanden hätten. Dieser kolossale, industrielle Aufschwung, der sich nach allen Richtungen erstreckte, führte auf natürlichem Wege zur See- und Kolonialmacht. Es waren bescheidene Anfänge, aber John Bull wusste, wie leicht deutsche Unternehmungen ins Wachsen kommen, und das griff ihm ans Allerheiligste, an die Geldtasche. Wer ihn aber darin bedroht, dem erklärt er Krieg auf Tod und Leben.

Was sollen wir nun tun, wir im Auslande, während der Riesenkampf tobt? Wir können nicht mitkämpfen, kaum mitarbeiten. Wir können nicht direkt eingreifen; wir können nur spenden und für Deutschlands Wohl beten. Das tun wir, und hoffen, dass, wenn aus Millionen frommer Herzen der Gebetsweihrauch für Deutschlands Fürsten und Führer, für Volk und Heer zum Himmel steigt, wenn ein beständiger Silberstrom ins Vaterland fliesst, wir dann doch teilweise unsere Pflicht getan zu haben. Aber am besten arbeiten wir durch das, was wir sind. Durch uns selbst können und müssen wir Deutschland verherrlichen. Das Kapitel des Deutschen im Auslande ist in manchen Fällen ein recht unerfreuliches. All-

zubereit die Eigenart zu opfern, selbst den stolzen Hort der edelsten Sprache aufzugeben, oder wenigstens den Kindern verloren gehen zu lassen, sich in einem gefälschten Ausländertum eitel zu bespiegeln und den ehrlichen Deutschen im tiefsten Herzen zu verleugnen, das sind einige der Vorwürfe, die uns leider nicht grundlos von Fremden und Eignen gemacht werden.

Auch wir sind in diesen ungeheuren Prüfungsstunden vor die Schranken gerufen. Jeder Einzelne unter uns muss dartun, dass die Kämpfer vor dem Feinde, die so Übermenschliches leisten, die hoch in den Lüften, wie tief im Meeresgrund ihr Leben stündlich aufs Spiel setzen, Blut von unserm Blut, und auch wir Sprossen desselben Heldenstammes sind. Wir müssen uns als auserwähltes Volk zeigen, würdig derer, die im heiligen Kriege sich selbst zum Opfer bringen. Im persönlichen Verkehr wie im Gemeinwesen, in Handel und Wandel, in Wort und Tat müssen wir der Welt zeigen, dass es ein Adelsbrief ist, von Deutschen geboren zu sein. Nicht mit Wortfechtereien und erregten Debatten, selbst wo logisch und historisch das Recht auf unsrer Seite ist, durch edle Mässigung, durch Würde, durch Zuverlässlichkeit und Pflichttreue, durch einen hohen Massstab der Ehre selbst im Kleinleben des Tages wird der deutschen Sache gedient, und erreichen wir, dass das Wort: „ein Deutscher" zum Ehrentitel wird. Die Aufgabe mag schwer sein, doch gross und herrlich, und wahrlich „des Schweisses der Edlen wert".

Der Protagonist, nicht nur auf dem Felde des deutschen Dramas, sondern der gesamten deutschen Entwickelung, Gotthold Ephraim Lessing, hat die Frage, wie den Namen unsrer Väter zu Ehren zu bringen, für uns entschieden. Um zu zeigen, dass wir dem erwählten Volk angehören, haben wir nur seinen Worten zu folgen. Er legt sie dem Richter in den Mund, der entscheiden sollte, welcher von drei dem Anschein nach gleichen Ringen der echte wäre, der die magische Kraft besass, „vor Gott und Menschen angenehm zu machen". Dieser Richter sagt, dass jeder Träger eines Ringes sich bemühen solle, die Kraft des Ringes an den Tag zu bringen:

„Es eifre jeder seiner unbestochnen
„Von Vorurteilen freien Liebe nach —"

Unser Ring sei der schlichte Eisenring, eingetauscht für das Gold, das wir gern dem fernen Vaterlande darbringen. Er habe eine grössere Magie, als der Opal „der hundert schöne Farben spielte". Wenn jeder nun dem Dichter- und Richterworte folgt, und kommt des Ringes Kraft „mit Sanftmut,

„Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit an Gott
Zu Hilfe —"

wird dann die Welt im Zweifel bleiben, welches das auserwählte Volk ist?

Vor allem mag die Kraft des weltumfangenden Ringes die deutschen Herzen zusammenschmieden in dieser furchtbar welterschütternden Zeit. Sie muss aufbrennen und aufzehren, was klein und selbstisch ist, sich anklammern an das Grosse, Allgemeine. Sie muss das Ich, „den dunklen Despoten" töten, und die heilige Sache über die Person stellen. Beispielloser Mut, unsagbare Aufopferung, Mannszucht und Selbstzucht gewinnen unsere Schlachten gegen zehnfach überlegene Feinde, kann nicht ein gleicher Geist auch uns beleben, dass wir den Genossen diesseits wie jenseits des Meeres die Hände entgegenstrecken und rufen: Einer für alle; alle für einen! So sind wir ein einig Volk von Brüdern, sind

Die Kinder des Ringes! —

Outside Reading as an Important Factor in Modern Language Instruction.

By **A. Kenngott, A. M.,** Grover Cleveland High School, St. Louis, Mo.

My own experience as well as the experience of a number of colleagues, is evidence of the fact that the more use we make of the Outside Reading Method, the more we become convinced of its undeniable value, of its far reaching and indeed lasting beneficial influence. I have had occasion before to point out how great these advantages are, and how the majority of pupils are not only willing, but even enthusiastic about the subject. If, however, any further proof is needed, I might relate an experience which, especially in the last few years, became very pronounced.

There is every year a number of graduates who come back for some additional work. If they have had four years of German or French, this work cannot be pursued by them any further, but very frequently they come to me and ask for outside reading books, which they read now, without receiving any credit, entirely for their own pleasure and satisfaction. Other pupils, who, owing to some irregularity in their program, must omit a term or two in their language work, continue nevertheless their outside reading without being asked to do so, in order to keep in touch with the subject, having learned by their own experience how great the advantages of such a procedure are. Even pupils who have left school, either before completing their course, or as graduates, come back sometimes to call for books, or, perhaps more frequently, to ask me to recommend to them some books which they may get at the Public Library. And yet, these are only cases which can be observed directly from my desk in the school room. Are there not others, too, which pass unnoticed and which will never be brought to our attention, or at least only by chance and at very rare occasions?

One incident, which occured only a few days ago, would point strongly in that direction. That day I boarded a street car to go down town. After